

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 71 (1994)
Heft: 5

Artikel: Vom Sinn der marianischen Frömmigkeit : ein Beitrag zum Marienmonat Mai
Autor: Ziegerer, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Sinn der marianischen Frömmigkeit

Ein Beitrag zum Marienmonat Mai

P. Ludwig Ziegerer

Maria – kein Thema mehr?

Wenn ich mit Gruppen und Schulklassen eine Führung durchs Kloster mache und zum Abschluss mit ihnen die Gnadenkapelle besuche, ist es mir ein Anliegen, dass ich nicht nur *über* das Beten rede, sondern auch wirklich mit den jungen Menschen bete. So heisse ich die Gruppen, einen Moment der Stille zu halten und dann, wenn sie konfessionell gemischt sind, ein Lied zu singen oder, wenn es sich um vorwiegend katholische Gruppen handelt, wie etwa Religionsklassen oder Firmgruppen, ein «Vater unser» und ein «Gegrüsst seist du, Maria» zu beten. Das «Vater unser» geht meistens schlecht und recht, währenddem beim «Gegrüsst seist du, Maria» meistens die Leiter (wenn überhaupt!) und ich allein beten. Natürlich könnte man denken, wenn die Kinder und Jugendlichen dieses Gebet halt nicht mehr können, lassen wir es sein. Das scheint mir aber zu billig, denn dann ahnen sie nicht einmal, dass es ein Gebet gibt, mit dem wir die Mutter Jesu ansprechen können. Wenigstens hören sie auf diese Weise einmal, wie man Maria mit einem kurzen Gebet grüssen und ehren kann.

Es scheint also eine Generation heranzuwach-

sen, die kaum mehr etwas von der Marienfrömmigkeit erfährt, weder von den Eltern und oft auch nicht von den Lehrern im Religionsunterricht. Angesichts dieser Entwicklung darf man sich fragen, ob in zwanzig Jahren der katholischen Kirche wohl immer noch eine übertriebene Marienfrömmigkeit vorgeworfen werden wird. Angehende Lehrerinnen aus einem katholischen Bildungsinstitut sagten mir bei Besinnungstagen, dass Maria in ihrem Glauben keine Rolle spiele. Es tönte schon ganz «protestantisch» aus der Runde: Wozu denn Maria, wir können doch zu Gott selber beten.

Angesichts der allgemeinen Glaubensverdunstung löst sich natürlich die Marienfrömmigkeit ebenso auf wie die übrigen Glaubensinhalte. Es wäre auch gar nicht ratsam, nur die Marienverehrung retten zu wollen. Diese kann nur im Gesamt der Glaubensüberlieferung ihren Platz haben. Aber es scheint, dass sie diesen Platz eben auch in der katholischen Erziehung nicht mehr selbstverständlich hat.

Maria über alles

Bei einzelnen Gläubigen hingegen kann man beobachten, dass Maria eine derart herausragende Stellung einnimmt, die ihr wiederum nicht gebührt und so auch nicht der kirchlichen Lehre über Maria (Mariologie) entspricht. Es gibt heute in gewissen katholischen Kreisen eine «marianische Subkultur», die sich so gebärdet, als wäre sie die offizielle katholische Marienverehrung. Schaut man dann aber etwas genauer auf die Inhalte, stellt man fest, dass es dabei vorwiegend um Privat-Offenbarungen, Visionen, wundertätige Bilder,

Drohbotschaften und seltsame Mitteilungen bezüglich einer leistungsorientierten Frömmigkeit geht. Insgesamt ein Konglomerat von krankmachender Devotion, frommer Phantasie, Scharlatanerie (faulen Fototricks, z. B. um zu bestätigen, dass Maria keine Handkommunion wünsche), kurz alles, was man selber gerne denkt und hätte, tut die Muttergottes auf sogenannte «übernatürliche Weise» kund. Vielsagend ist die Ikonographie dieser Marienfrömmigkeit: meist wird Maria als eine kitschige, blasse, kraftlose Jungfrau ohne Kind dargestellt. Damit kommt das Hauptproblem schon in den Blick: eine Mariologie abgelöst von der Christologie. In der Theologie kann Maria nie allein für sich betrachtet werden: Immer muss sie im Zusammenhang mit ihrem Sohn Jesus Christus, mit der Kirche oder mit dem gnädigen Handeln Gottes an den Menschen gesehen werden. Die Lehre über Maria steht also stets in bezug zur Lehre über Christus (Christologie) oder zur Lehre über die Kirche (Ekklesiologie, so in den Texten des 2. Vatikanums) oder zur Gnadenlehre. Eine Marienfrömmigkeit, die nicht auf Jesus Christus hin transparent ist, kann nicht als katholisch bezeichnet werden. Nicht wenige Bischöfe müssen in ihren Bistümern solchen sektiererischen Formen der Marienverehrung den Riegel schieben, weil das, was in bestimmten Kreisen geglaubt und praktiziert wird, mit einer biblisch fundierten Marienfrömmigkeit, wie sie in der kirchlichen Tradition geübt wurde, nicht im Einklang steht.

Maria in der Volksfrömmigkeit

Was also ist eine gesunde, kirchliche Marienverehrung, die jungen Menschen zugänglich ist und die zugleich auch ökumenisch gesinnte reformierte Christen nachvollziehen können? Zunächst einmal muss man zwischen beliebten Liedern, Gebeten und Bräuchen der Volksfrömmigkeit und der offiziellen kirchlichen Lehre unterscheiden können. Der Idealfall wäre natürlich, wenn die volkstümlichen Frömmigkeitsformen Ausdruck der theologischen Lehre wären. Das ist nicht immer so und ist bis zu einem gewissen Grad auch zu tolerieren. Nehmen wir zur Verdeutlichung, wie das gemeint ist, zwei der beliebten Marienlieder:

*Wunderschön prächtige, hohe und mächtige,
lieblich holdselige Frau
welcher ich ewiglich kindlich verbinde mich,
ja, mich mit Leib und Seele vertrau:
Gut, Blut und Leben will ich dir geben;
alles, was immer ich hab, was ich bin,
geb ich mit Freuden, Maria, dir hin.*
(KGB 851).

oder in einem andern Lied (KGB 836) heisst es gar:

*Alle Tage sing und sage Lob der
Himmelskönigin...*

Diese Texte gehen zweifelsohne weit über das hinaus, was wir von Maria aus der Heiligen Schrift erfahren. Nichts steht dort im *expliziten* Sinn über Maria als Himmelskönigin. Sehr wohl aber heisst es in der Offenbarung 1, 6: «Er hat uns zu Königen gemacht... vor Gott, seinem Vater.» Wir glauben, dass sich an Maria Gottes Verheissung an uns Menschen erfüllt hat und er ihr die «Krone des Lebens» (vgl. Jak 1, 12; Offb 2, 10) im Himmel geschenkt hat.

Wer keine Beziehung zu Maria hat, findet solches volkstümliches Marienlob, obschon biblisch und theologisch vertretbar, reichlich übertrieben, ja vielleicht sogar geschmacklos. Da wird aber die Sprache der Liebe gesprochen, die eben gerne überschwänglich wird. Jeder, der verliebt ist, wird seine Freundin auch «himmlisch» finden, ohne dabei zu meinen, sie sei eine Göttin. Und er will sich ihr ganz hingeben, im Wissen, dass in jeder echten Liebe Gottes Liebe erfahrbar wird.

Etwas anders sieht es in der 2. Strophe des Liedes «Alle Tage sing und sage» aus. Es heisst da:

*Ihr vertraue, auf sie baue, dass sie dich von
Schuld befrei...*

Diese Aussage geht eindeutig zu weit: Maria kann keine Schuld vergeben. Auch wenn wir sie als die ohne Erbschuld empfangene Gottesmutter (Immaculata) verehren, kommt ihr diese Auszeichnung (geschweige denn die aktive Sündenvergebung!) nicht aufgrund eines

eigenen Verdienstes zu, sondern allein aus Gnade «im Hinblick auf den Erlösertod Christi» (Tagesgebet von Mariä Empfängnis). In diesem Fall muss beim neuen Gesangbuch beachtet werden, dass eine derartige theologisch falsche Formulierung wegfällt oder neu gestaltet wird.

Die Theologie achtet einerseits auf die Glaubensvollzüge des Volkes und lernt daraus, andererseits aber bleibt sie auch stets ein Korrektiv gegenüber Einseitigkeiten, Übertreibungen und theologischen Falschaussagen.

Man kann sich nur darüber freuen, dass an unserm Gnadenort so viele Gebete auf die Fürsprache Mariens erhört werden. Zeugnis davon geben die vielen Votivtafeln im Gang zur Gnadenkapelle. Die Inschriften drücken Lob und Dank gegenüber Maria aus. Kritische Besucher, vor allem aber Reformierte, stellen oft mit Befremden fest, hier werde Maria ja an der Stelle Gottes gesehen. Diese Beobachtung stimmt aber nur zum Teil. Wenn es beispielsweise heisst:

Maria hat geholfen

so ist folgendes gemeint: Maria hat geholfen, indem sie als Fürbitterin am Throne Gottes für uns eingetreten ist.

Auch Tafeln mit der Aufschrift

Danke Maria

sagen nichts Anstössiges aus, denn der Dank richtet sich an Maria als Fürsprecherin: Danke Maria, dass du für mich eingetreten bist.

Wenn es aber heisst: «*Maria hat unser Kind geheilt*», ist das natürlich nicht richtig. *Gott* hat das Kind auf die Fürbitte Mariens wunderbar geheilt, und der Dank müsste dementsprechend formuliert werden.

Wir werden von der Wallfahrtsleitung aus in Zukunft bei den Votivtafeln etwas besser auf theologisch richtige Formulierungen achten und fordern daher die Pilger auf, bevor sie eine teure Tafel herstellen lassen, mit uns bezüglich der Inschrift Rücksprache zu nehmen, damit es nicht weiterhin geschieht, dass man Tafeln,



Votivtafeln im Gang zur Gnadenkapelle.

die eindeutige Häresien enthalten, zurückweisen muss. Einmal wurde eine Tafel abgegeben mit der Aufschrift: «Credo in Mariam». Glauben im eigentlichen Sinn des Wortes kann man nur *an* den dreifaltigen Gott, *an* den Vater, *an* den Sohn, *an* den Heiligen Geist (vgl. die ausdrückliche Formulierung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses und die entsprechende Auslegung dazu im neuen «Katechismus der katholischen Kirche» Nr. 150–152).

Maria als Spiegel

Maria wird beim katholischen Volk geehrt, geliebt, besungen und als Fürbitterin angerufen, aber nicht, wie das auch im Zeitalter der Ökumene leider immer noch behauptet wird, angebetet. Anbetung kommt einzig und allein dem dreieinigen Gott zu. Und trotzdem: Warum wird Maria eigentlich verehrt? Welchen Sinn hat die Marienverehrung, und wie soll man sie richtig ehren?

Das ist in zweifacher Hinsicht eine wichtige Frage. Zum einen ist es eine ökumenische Fra-

ge, denn ohne Maria kann es kein ökumenisches Gespräch geben, zum andern ist sie aber zugleich auch eine Neubesinnung auf den katholischen Standpunkt.

Die Mariologie ist zunächst keine Lehre über die Vorzüge Marias, sondern die Rede über Gottes Heilshandeln an den Menschen. Was Gott am erlösungsbedürftigen Menschen tun will, wird exemplarisch an Maria gezeigt. Auch Maria steht ganz auf der Seite der Geschöpfe, und in allem ist sie auf die Gnade Gottes angewiesen. Nichts, was sie ist, ist sie aufgrund eigener Verdienste, und keines ihrer Privilegien hat sie aus sich selbst. Jesus ist das Bild des unsichtbaren Gottes (Kol 1, 15). Seine Sündenlosigkeit ist in seiner Göttlichkeit begründet, während Maria aufgrund der Gnade als ohne Erbschuld Empfangene gepriesen werden kann. An ihr wird Gottes gnadenhaftes Handeln sichtbar. Wenn wir Maria ehren, so preisen wir Gottes Tun an ihr; und letztlich an uns Menschen. Gottes Geheimnis bleibt unergründlich und unbeschreibbar. Es ist nur in (begrenzten) Bildern fassbar. In den Spiegelungen menschlicher Existenz können wir etwas vom Geheimnis Gottes erahnen. Ein solch beliebter Spiegel, in dem wir sehen können, wie Gott handelt, war und ist Maria.

Es ist ein psychologisches Bedürfnis des Menschen, das Geheimnis Gottes nicht nur in abstrakten Sätzen zu erfassen, sondern auch in konkreten Bildern und Symbolen. Nicht ein perfektes spekulativ-dogmatisches Gedankengebäude hält uns im Glauben, sondern die vertrauensvolle Hinwendung an eine Person, sei es an Jesus Christus, in dem Gott für uns ein persönlich ansprechbares Du geworden ist, oder eben an Maria, seine Mutter. Oft wird argumentiert, Maria sei bloss eine Frau wie jede andere auch, von der in der Bibel ohnehin nicht viel zu erfahren sei. Damit möchte man die Stellung Marias herabmindern. Es ist freilich eine lächerliche Exegese, wenn man die Verse zählt, in denen von Maria die Rede ist und dann zum Ergebnis kommt, im Neuen Testament werde nur in einem verschwindend kleinen prozentualen Anteil des Textes von Maria gesprochen, und daraus ableitet, der Marienverehrung käme deshalb auch keine besondere Bedeutung zu. Allein schon die Tatsache, dass sie die Mutter Jesu ist, gibt ihr eine



Gotische Madonna, bäuerlicher Herkunft, Kopie im Kloster Mariastein.

besondere Stellung. Die Mutter hat unter allen Frauen im Leben eines jeden Menschen eine hervorgehobene Bedeutung, selbst wenn man kein gutes Verhältnis zu ihr haben sollte. Maria hat aber darüber hinaus wegen ihres freien Ja-Wortes gegenüber dem Anruf Gottes, der Welt den Messias zu gebären, eine ausgezeichnete Rolle in der Heilsgeschichte. Sie ragt nicht nur durch ihr Muttersein und ihre mütterliche Sorge und Liebe zu ihrem Sohn aus den andern

neutestamentlichen Frauen heraus, sie ist ferner auch durch ihre vermittelnde Tätigkeit bei der Hochzeit von Kana im Kreis der Jünger als eine Vertrauensperson anerkannt. Maria ist also nicht irgendeine Frau. Das war den Christen seit den Anfängen bewusst. Das leider allzu patriarchalische Gottesbild des jüdisch-christlichen Glaubens ermöglichte die im Lauf der Kirchengeschichte manchmal gefährliche Entrückung Mariens in die Sphäre des Göttlichen. Es ist ein natürliches menschliches Bedürfnis, Gott auch in weiblichen Symbolen zu beschreiben. Das tut die Hebräische Bibel denn auch, zwar an wenigen Stellen, die allzu lange für die Beschreibung des Gottesbildes in Vergessenheit gerieten. Aber immerhin sagt Gott durch den Propheten Jesaja zu Israel: «Wie eine Mutter ihren Sohn tröstet, so tröste ich euch» (Jes 66, 13). Wie Gott für uns Vater ist, so ist er uns auch Mutter. Aber trotzdem kann man nicht sagen, «Maria ist der Ort, an dem Gott sein weibliches Antlitz offenbart», wie der südamerikanische Theologe Leonardo Boff in seinem Buch «Ave Maria. Das Weibliche und der heilige Geist» meint.

Martin Luther sagt: «Im Kreuz seines Sohnes hat Gott uns sein menschliches Herz gezeigt.» Das ist richtig, denn in Jesus offenbart sich Gott auf unüberbietbare Weise. In Jesus erkennen wir wirklich Gott. Maria hingegen ist nicht Gottes Offenbarung, sondern bloss ein Spiegel, in dem wir Gottes Offenbarung in Jesus Christus von einer andern Seite betrachten können. Wir betrachten Maria nicht um ihrer selbst willen. Wir stellen sie nicht auf einen unerreichbar hohen Sockel, um sie zu bewundern. Dann nämlich besteht die Gefahr, dass sie neben Christus steht oder gar vor ihm. Nein, echte marianische Frömmigkeit sucht im Leben und in der Person Marias etwas vom gütigen Handeln Gottes zu erkennen. So bleiben wir nicht bei Maria stehen. Wir werden durch sie zu Gott geführt.

Maria als Typos

Lange bevor eine «Privilegien-Mariologie» (über die Vorzüge Marias) entwickelt wurde, war Maria für die Kirchenväter ein Typos, d. h. ein Beispiel oder die Ausprägung einer

Person, die stellvertretend für andere steht. Maria wurde als *Typos für die Kirche* verstanden. So wie die Jungfrau Christus geboren hat, so gebiert die Kirche aus ihrem jungfräulichen Schoß des Taufbrunnens den mystischen Leib Christi. Das ist ein Gedanke, der erstmals bei Irenäus (2. Jh.) auftaucht und von Augustinus (gest. um 420) so formuliert wurde:

«Euer Haupt hat Maria geboren, euch die Kirche. Denn auch diese ist Jungfrau und Mutter: Mutter durch innige Liebe, Jungfrau durch Unversehrtheit des Glaubens und Frömmigkeit. Sie gebiert Völker, aber diese sind Glieder eines Einzigen, dessen Leib und Gattin sie ist. Auch darin ist sie jener Jungfrau ähnlich, weil auch sie in vielen die Mutter der Einheit ist.» Maria ist das Urbild der glaubenden Kirche. Das zeigen besonders schön die Darstellungen im Stile unseres Hochaltar-Pfingstbildes. Mit Maria in ihrer Mitte sind die Apostel (und die anderen Jünger und Jüngerinnen, von denen Apg 1, 12–14 berichtet) im Abendmahlssaal zum Gebet versammelt und empfangen so gemeinsam den Heiligen Geist. Die Kirche ist auf dem Fundament der zwölf Apostel begründet, aber in deren Mitte ist eine Frau, die zugleich Jungfrau und Mutter ist. Die Grundwerte der Kirche sind also weiblicher Art. Indem die Kirche jungfräulich offen ist für den Anruf Gottes und zugleich mütterlich besorgt für ihre Kinder, ist sie in ihrem Wesenskern zutiefst marianisch.

Maria ist aber auch *Typos für den einzelnen glaubenden Menschen*. Der Mailänder Bischof und Kirchenlehrer Ambrosius (4. Jh.) führt den Ruf Elisabets zu Maria: «Selig, die geglaubt hat» (Lk 1, 45) weiter: «Selig aber auch ihr, die ihr geglaubt und gehört habt; denn jeder, der glaubt, empfängt und gebiert das Wort Gottes.» Nicht nur Maria bringt den Sohn Gottes zur Welt, im mystischen Sinn geschieht die Geburt des göttlichen Kindes immer auch in unserer Seele. Ja, Angelus Silesius geht gar so weit zu sagen, dass Erlösung nur durch die Gottesgeburt in unserem Herzen geschehen kann: «Und wäre Christus tausendmal in Betlehem geboren und nicht in dir, so wärest du doch verloren.»

Maria als Typos für den erlösten Menschen und als Spiegel für das göttliche Handeln an uns zu sehen, bewahrt uns vor zwei Gefahren,

nämlich einer katholischen und einer evangelischen. Die katholische Gefahr ist, dass man Maria losgelöst von Christus sieht, sie ihrer Vorzüge wegen emporjubelt und vergisst, dass sie allein deshalb selig zu preisen ist, weil der Herr auf die Niedrigkeit seiner Magd geschaut hat (Magnifikat). Die evangelische Gefahr ist, dass sie bloss als vorbildliche Frau (was sie zweifellos ist!) gesehen wird, gewissermassen als unser Tugendmassstab. Das aber kommt einer Verkürzung der Mariologie auf die Moral- und Verhaltensebene gleich. Die Marienpredigt kann dann nur moralisierend sein. Dabei ist gerade die Mariologie die konkrete Umsetzung der Gnadenlehre – und das ist doch ein zentrales evangelisches Anliegen.

Martin Luther betete noch ganz selbstverständlich: «Oh du selige Jungfrau und Mutter Gottes, wie hat uns Gott in dir erzeugt einen so grossen Trost, da er deine Unwürdigkeit und Nichtigkeit so gnädiglich angesehen, dadurch wir ermahnet hinfert, er werde uns arme, nichtige Menschen deinem Beispiele nach auch nicht verachten und gnädiglich ansehen.»

Abgesehen von der altmodischen Sprache können wir dieses Gebet heute noch beten, und es zeigt darüber hinaus, wie wir zu einer wahrhaft katholischen (und damit ökumenischen) Marienfrömmigkeit zusammenfinden können.

Gedenken und Fürbitte

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich also zwei hervorragende Formen der Marienfrömmigkeit. Die erste ist das *Gedenken* Mariens an den Festen des liturgischen Jahres. Dabei bedenken wir am Beispiel Marias das befreiende Handeln Gottes in Jesus Christus an uns Menschen. Das Marienlob mündet bei diesen Festen stets in den Lobpreis des Dreieinigen Gottes.

Auch das Rosenkranzgebet ist ein betendes Nachdenken über die Heilsgeheimnisse.

Die zweite, mehr private Form der marianischen Frömmigkeit ist die *Anrufung um die Fürbitte* Mariens. Indem wir die Heiligen und besonders Maria um Fürbitte anrufen, bringen wir unser Eingebundensein in eine universale Heilsgemeinschaft zum Ausdruck. Schon Mose bittet beim Gebet für sein Volk: «Denke,

Herr, an deine Knechte, an Abraham, Isaak und Jakob...» (Dtn 9, 27). Gott wird also gebeten, er möge sich des Glaubens und der Hingabe der Vorväter erinnern, und daher auf die Fürsprache der schon bei ihm Vollendeten schauen. Die Anrufung der Heiligen um Fürsprache hat nichts mit Angst vor Gott oder einer Herabminderung der Mittlerschaft Jesu zu tun, – er allein hat uns das Heil vermittelt! –, sondern gibt dem menschlichen Verlangen Raum, anderen seine Sorgen anzuvertrauen und sie um ihr Gebet zu bitten. Wie oft sagen wir zu einem vertrauten Freund: «Denk an mich, bete für mich...» und wissen dann, wenn uns geholfen wurde, dass Gott alles für uns getan hat. Ihm allein gebührt unsere Anbetung, unser Lobpreis und Dank, aber es ist doch nicht mehr als recht, wenn wir auch jenen danken, die mit uns und für uns gebetet haben.

Eine Marienfrömmigkeit, die sich an der Bibel und der Spiritualität der Kirchenväter orientiert, bewahrt uns vor Übertreibungen und bringt Wärme und Menschlichkeit in unsere Glaubenspraxis. Wir verlieren einen reichen Glaubensschatz, wenn wir der heranwachsenden Generation nicht mehr vermitteln, dass Maria die Mutter des Herrn und das Urbild der Kirche ist.



